

Marc REDEPENNING, Leipzig

Über die Unvermeidlichkeit von Grenzziehungen

Summary

This article argues for an understanding of boundary drawings and boundaries which stresses them as unavoidable social acts. Three steps are undertaken to highlight this and the sometimes paradoxical character of boundaries. Each step paraphrases a certain argument both from within and outside geography how boundaries are to be understood: Natural or artificial? Connected with an inward or outward orientation? Restricted to the political-administrative sphere or to identity-building and cultural politics? The condensation of these arguments leads to the assumption that it is fruitful to ask more functionally inspired questions as: To what purpose do we draw boundaries and demarcate them spatially by using material objects? Two answers, then, are finally proposed. The first one emphasizes the functionalist character of boundary-drawings and defines them as technical to processes of naturalization. The second one focusses on a systems theory influenced argument that boundary drawings are obligatory for ‚observing‘. In this way boundaries and boundary drawings are unavoidable.

Einleitung

Enthält man sich – anfänglich – einer tiefergehenden und kritischen Reflexion über ‚Grenzen in den Köpfen‘, sondern bleibt beim ersten unreflektierten Eindruck, den die Formulierung hervorruft, so ist dieser auf der Zunge wissenschaftlicher Belehrtheit wohl eher bitter. Denn ‚Grenzen in den Köpfen‘ schmecken nach Beschränktheit, nach Kleinweltdenken oder Skepsis dem Fremden und Unbekannten gegenüber. Wie bitter erst, wenn man dies mit der jüngeren Selbstbeschreibung der Geographie vergleicht, die kosmopolitisch motiviert für mehr geistige Offenheit eintritt. Ein „guter“, ethisch motivierter und politisch korrekter Geograph hat schließlich das Bewusstsein, Grenzen einzureißen oder besser: einreißen zu wollen, zum unabdinglichen Bestandteil seines individuellen Ethos gemacht – seien es die politischen und sozio-kulturellen in der außerwissenschaftlichen Sphäre der Gesellschaft, seien es die Grenzen, die wissenschaftliche Disziplinen voneinander trennen und ein vermeintlich fruchtbares Zusammenarbeiten verhindern, verlangsamen oder verzögern.

Zugleich hinterlässt der alltägliche Vollzug wissenschaftlicher Arbeit aber eher das Gefühl, dass ohne Grenzziehungen keine erfolgreiche Arbeit möglich ist, weil die Abtrennung und damit die Reklamation des eigenen Arbeitsbereiches sonst

unmöglich wird. Diese Grenzen sind wohl unumstritten funktional, vor allem bei der allseits mehr oder minder latent vorhandenen Gefahr, von *anderen* Seiten innerhalb und außerhalb des Faches des *eigenen* Forschungsgegenstandes beraubt werden zu können. Schließlich lässt sich ohne ureigenen Forschungsgegenstand die heute so wichtige Reputation kaum erlangen – und die entscheidet doch, ob man in bestimmten *scientific communities* inkludiert oder exkludiert ist (vgl. LUHMANN 1998, 244ff., 351ff.).

Also doch ‚Grenzen in den Köpfen‘ derjenigen, die eigentlich grenzenlos sein wollen? Sollten alltägliche Arbeitspraxis und deren Selbstbeschreibung durch den Wissenschaftler etwa auseinanderklaffen? Glücklicherweise brauchen wir uns hier nicht mit solchen wissenschaftspolitischen oder gar wissenschaftsethischen Fragen herumzuschlagen, sondern können das Ganze nüchterner betrachten. Halten wir erst einmal fest: Irgendwie verwirren Grenzen, da man sie offensichtlich zugleich hasst wie liebt; sie begrenzen „Etwas“ *und* geben zugleich die Anweisung, dieses begrenzte „Etwas“ zu überschreiten. Grenzen haben also immer etwas mit Offenheit *und* Geschlossenheit zu tun. Sie sind irgendwie arbiträr und irgendwie doch notwendig. Unter diesen Umständen ist man jedenfalls auf der sicheren Seite, wenn man Grenzen als doppeldeutig und in einem weiten Sinne als paradoxiegenerierend bezeichnet.¹ Das kann Probleme in der theoretischen Handhabung mit sich bringen – muss es aber nicht, denn schließlich ist „die Paradoxie ... die Orthodoxie unserer Zeit“ wie Niklas Luhmann am Ende der Gesellschaft der Gesellschaft beobachtet hat (LUHMANN 1997, 1144). Aber dann sollten wir als mitten in der Gesellschaft stehende Wissenschaftler mit dem Problem eigentlich vertraut sein.

An dies grob anschließend setzt sich der Artikel lediglich zum Ziel, den Punkt der Verwunderung über ‚Grenzen‘ etwas transparenter zu machen, indem die geographische Diskussion über Grenzen in drei Schritten pointiert nachvollzogen wird und mit einem Vorschlag, der die *Unvermeidlichkeit* von Grenzziehungen in den Mittelpunkt rückt, konfrontiert wird.

Künstlich oder Natürlich?

In seinen *Romanes Lectures* von 1907 über *Frontiers* konnte der spätere britische Außenminister Lord Curzon of Kedleston betonen, dass „frontiers are indeed the razor’s edge on which hang [sic!] suspended the modern issues of war or peace, of life or death to nations“ (CURZON 1907). Dennoch musste er konstatieren, dass

¹ Dem liegt folgender systemtheoretische Begriff der Paradoxie zu Grunde: Formal soll die Paradoxie die Form „a weil nicht a“ haben, sie führt also immer Situationen der Unentscheidbarkeit ein, da der Bezug auf einen Wert immer den Bezug auf einen zweiten Wert impliziert und erfordert (vgl. ESPOSITO 1991). So können die durch ‚geographische‘ Grenzziehungen geschaffenen geographischen Objekte nur existieren, weil es andere Objekte gibt, *von denen* sie abgegrenzt werden. Dann ist es aber sinnvoll, beide Objekte als zusammengehörig anzusehen, da das eine Objekt nicht ohne das andere existieren kann. Demnach wäre eine Einheit immer als Zweieheit anzusehen (vgl. zur Theorie LUHMANN 1998, 93ff.). In der Theorie der Geographie ist dieses Paradox relativ effektiv durch eine Differenzierung mittels räumlicher Maßstabebenen entparadoxiert worden; man betrachte nur die konzeptionelle Anlage der Integrationsstufen bei BOBEK/SCHMITHÜSEN unter diesem Blickwinkel. Vielleicht liegt in dieser Entparadoxierungsstrategie gar die Stärke der Geographie?

zwischen Dringlichkeit und Wirksamkeit des politischen Aktes der Grenzziehung einerseits und ihrer wissenschaftlichen Reflexion andererseits eine enorme Diskrepanz herrschte. Als Ausnahme jedoch verwies er auf die Politische Geographie, die als eine der wenigen Wissenschaften das Phänomen „Grenze“ zu ihrem Forschungsobjekt gemacht hatte. Curzon hantiert in seinen Ausführungen – wohlgermerkt: aus der Perspektive eines mit Grenzziehungen beschäftigten Staatsmannes – dabei mit der um 1900 bereits gängigen Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Grenzen. Grenzen sind für ihn immer materialisierte Dinge, die eine politische Einflussosphäre (von zumeist souveränen Staaten) demarkieren. Interessant an seiner Argumentation ist vor allem, dass er natürlichen Grenzen (hierzu zählen bei ihm die See, Wüsten, Berge, Flüsse sowie Wälder, Moore und Sümpfe) keine tragende Bedeutung mehr beimisst, sondern sie – vor allem aufgrund technischer Entwicklung, aber auch durch steigende Bevölkerungszahlen und Ausdehnung der Ökumene – ersetzt sieht durch künstliche Grenzen, die nun ihren „origin in the complex operations of race, language, trade, religion, and war“ (CURZON 1907) haben. Moderne künstliche Grenzen können sich dabei durch einen zonenartigen *buffer* oder linienartige Grenzen (die nun mathematisch in Anlehnung an das Koordinatennetz oder anderen *features* folgen können) auszeichnen. Sie sind demnach, als politische Grenzen, fixiert und demarkiert. Entsprechend dieser evidenten Aufwertung künstlicher Grenzen rücke immer mehr die *frontier policy* in den Vordergrund, die als staatsmännische Kunst („the evolution of Frontiers is perhaps an art rather than a science“) der richtigen und zufrieden stellenden Anordnung (*proper arrangement*) betrachtet werden müsse. Es geht also, verkürzt gesagt, um eine politisch relevante Praxis des „guten“ Grenzziehens – freilich bei ungeklärter Reflexion über das Adjektiv „gut“. Aber die staatsmännische Kunst ist auf wissenschaftliche Informationen und wissenschaftliches Wissen angewiesen, um ihre Aufgabe zu erfüllen – und hierbei spielt das geographische Wissen die entscheidende Rolle: „*Geographical knowledge thus precedes or is made the foundation of the labours of statesmen ...*“ (CURZON 1907, Herv. MR). Wie präzise nun geographisches Wissen in der Tat war, kann offen bleiben, vielleicht verwirrte es sogar bei der „Harmonisierung“ der Grenzziehung. Aber der Punkt, dass Grenzen immer künstlich oder gar künstlerisch seien, ist wichtiger. Denn allzu „künstlich/künstlerisch“ oder arbiträr, wie man heute sagt, durften Grenzen nun auch wieder nicht sein, denn dies hätte ihrer Autorität und Legitimität geschadet. Man muss sie schon irgendwie in der Sache fundieren, ihr ein *fundamento in re* unterlegen (so BOURDIEU 2001, 178), um sie *sachgerecht* erscheinen zu lassen. Aber was war das für eine Sache, der man gerecht werden musste/wollte und von der die Grenze Legitimation bezog?

Hier lohnt ein Blick, wie der Punkt in der geographischen Literatur um 1900 behandelt wird: Friedrich Ratzel spricht in der zweiten Auflage seiner Politischen Geographie ganz allgemein von der Grenzlinie als „Abstraktion“, als „Stütze unserer Vorstellung“, als „Erleichterung unseres Denkens“, als „Abkürzung“, als „Vereinfachung“ oder „grobe Verdeutlichung“ (dies alles Formulierungen aus Kap. 17 in: RATZEL 1903): „Grenzziehung ist also etwas Symbolisches. Das spricht sich auch darin aus, daß man ganz allgemein Landmarken für Grenzen setzt“ (RATZEL 1903, 539). Entsprechend lasse ein wissenschaftlicher Erkenntniszusammenhang

die Annahme absoluter Grenzen nicht zu, eigentlich müsse man stattdessen – in Rückführung der Abstraktion zur Wirklichkeit – immer von einem Grenzsaum ausgehen (ebd., 542, 547). Jedoch werde die genaue Grenzziehung (trotz aller wissenschaftlichen Bedenken) auf der Stufe höchster politischer Kultur nach Ratzel zur Staatsnotwendigkeit. Für Ratzel also liegt die Unvermeidlichkeit von linienhaften Grenzziehungen in Form einer Staatsnotwendigkeit (als Erfordernis höchster politischer Organisation) vor, die aber entgegen wissenschaftlicher Erkenntnis stehe und mit dieser nur schwer und um einen hohen Preis (nämlich unter Abstraktion von der Wirklichkeit) zu vereinen sei.

Während Ratzels Interesse in der wissenschaftlichen Fundierung des Nexus Staat-Volk-Boden lag, konnte der Soziologe Georg Simmel wenige Jahre später das gleiche Prinzip etwas allgemeiner formulieren: „Man macht sich selten klar, wie wunderbar hier die Extensität des Raumes der Intensität der soziologischen Beziehungen entgegenkommt, wie die Kontinuität des Raumes, gerade weil sie objektiv nirgends eine absolute Grenze enthält, eben deshalb überall gestattet, eine solche subjektiv zu legen“ (SIMMEL 1999, 694f.). Daher kann Simmel an gleicher Stelle davon sprechen, dass Grenzsetzungen immer psychologische seien, sie aber an „natürlichen Gebietsabschlüssen eine Erleichterung und Betonung“ finden (ebd.), um schließlich die „Unpräjudiziertheit durch den natürlichen Raum“ festzustellen (ebd., 695). Hier taucht also ein Element auf, das von Ratzel ganz ähnlich schon 1892 formuliert wurde: „Je mehr die Natur der grenzziehenden Tätigkeit entgegenkommt, um so früher erreicht diese ihr Ziel“ (RATZEL 1892, 68). Ratzel spricht an anderer Stelle in diesem Sinne auch von der Beeinflussung der Zweckmäßigkeit politischer Grenzen durch die natürliche Umgebung (RATZEL 1903, 583).

So viel zum Grundtenor, dass das Be-Grenzen immer ein menschlicher Akt sei, dessen „Passfähigkeit“ aber um so besser bei Übereinstimmung mit wie auch immer genauer definierten natürlichen Grenzen sei, da sie eine hohe Eingängigkeit (das wäre also die *Sachgerechtheit*) für das menschliche Auge aufweisen. Daher spricht HARTSHORNE (1933, 198) nur von *boundaries marked in nature*. Geographiehistorisch war hier bereits ein Problem eingebaut, dass man nämlich die Grenze, die sich in ihrer Existenz den Köpfen staatskünstlerisch bewandelter Politiker und Wissenschaftler (als Ursache) verdankt, mit einem Hilfsmittel zur Verdeutlichung und Sichtbarmachung (der Evidenz/Sachgerechtheit von materiellen Dingen im Raum) verwechseln könnte oder gar: verwechselte. Soziale Grenzsetzungen benutzen räumliche Markierungen demnach nur, um Klarheit, Orientierung und Sicherheit herzustellen und zu dokumentieren. Auch darauf wird zurückzukommen sein, festgehalten werden kann aber als Kondensat dieses flüchtigen Blickes auf die historische Behandlung von Grenzen, dass sie immer dann unvermeidlich sind, wenn man Verdeutlichung, Vereinfachung, Ordnung und Sichtbarmachung braucht. Wir nehmen das als Hinweis für einen besonderen Typus von Frage, die abschließend zu stellen sein wird.

Innenwärts oder Außenwärts?

Grenzen besitzen eine weitere Doppeldeutigkeit. Denn je nach Perspektive, die man nun auf die Grenze richtet, emergiert sie in einer bestimmten Stoßrichtung. Aber

welche Richtung ist dies? Entfaltet sie ihre Wirkung nach innen oder außen? Man kann sich einmal der *innenwärts* gerichteten Perspektive zuwenden, mit Grenzen ein Gebiet zu markieren, für sich zu reklamieren und Zentripetalität zu bestimmten Zwecken auszuüben. In geographischen Klassikern wird diese Perspektive im Zusammenhang mit dem Begriff der Territorialität erörtert und als funktional zur Erfassung einer „Wir“-Identität angesehen. Zunächst gilt es festzuhalten: „(T)o sustain boundaries is to maintain identity“, wie es kurz und bündig bei dem indischen Soziologen T.K. OOMMEN (1994, 2) heißt. Von Robert SACK (1986, 32) stammt dabei das Argument, dass die territoriale Grenze die vielleicht einzige symbolische Form sei (*may be the only symbolic form*), die zwei Dinge miteinander verbinden kann: räumliche Orientierung und eine Aussage über Besitz oder Inklusion/Exklusion zu geben. Er konstatiert also eine Einfachheit oder leichte Handhabbarkeit von Territorialität, da sie Kommunikation wesentlich erleichtert und funktional zur Konstitution einer Gruppe wie zur Herausbildung einer Gruppenidentität ist (vgl. gleich argumentierend KLÜTER 1986).²

Aber eine Grenze hat daneben einen zweiten wichtigen Charakterzug im Hinblick auf die mit ihr verbundene räumliche Orientierung und Richtung. Sie betont, quasi intrinsisch, den Mut, die Grenze zu überschreiten und das *Unbekannte* über neue Grenzziehungen *bekannt* zu machen. Dies wäre also die zweite, nun *außenwärts* gerichtete Perspektive. Diese außenwärts gerichtete Perspektive wird – natürlich – am bekanntesten in dem von Frederick Jackson Turner 1894 veröffentlichten Aufsatz zur *Significance of the Frontier in American History* dargelegt. Für ihn wird die *frontier* zum *outer edge of the wave – the meeting point between savagery and civilization*. Turner, dessen Intention es in dem Artikel ja gerade war, eine Begründung für den amerikanischen Optimismus als dominierendes Merkmal des nationalen Charakters zu geben, sieht die *frontier* und ihre Expansionsbewegung als Möglichkeit der Emanzipation/Befreiung von historischen Prägungen und der Erkundung des Unbekannten (vgl. TURNER 1961, 51ff.): „(E)ach frontier did indeed furnish a new field of opportunity, a gate of escape from the bondage of the past; and freshness, and confidence, and scorn of older society, impatience of its restraints and its ideas, and indifference to its lessons, have accompanied the frontier“ (TURNER 1961, 62). In diesem Sinne bedeutet Grenze zunächst die Konfrontation mit einer offenen Zukunft, also mit Kontingenz, dem „immer-auch-anders-möglich“. Sie war diesseitige Begrenzung und Randmarkierung zum freien Land (TURNER 1961, 38: *hither edge to free land*) und forderte zu dessen Erkundung auf.

Die Anweisung des Überschreitens, um sich selbst zu bezeichnen

Offensichtlich besitzen Grenzziehungen und Grenzen eine Anweisung: Mit dem Ziehen der Grenze wird das zukünftige Überschreiten der Grenze *als Möglichkeit* angewiesen. Ein wiederum flüchtiger Blick in die ältere geographische Literatur bietet hierfür eine interessante Metapher. Otto Maull kann in seiner Politischen

² Man sollte an dieser Stelle jedoch nicht die erstaunliche Vermutung SACKS unterschlagen, dass angesichts der Tatsache der Vereinfachung von Kommunikation durch territoriale Prinzipien dies der Grund dafür sei, weshalb Territorialität oft von Tieren benutzt wird.

Geographie von 1925 behaupten, die Grenze sei ein peripheres Organ des Staates, „die oft die Funktion des Schutzes gar nicht mehr besorgt, sondern vielmehr die der Vermittlung und des Tastens übernommen hat, so daß man von einem Tastorgan sprechen könnte“ (MAULL 1925, 112). In der Anthropologie wird etwa argumentiert, dass Grenzbildungen und die Überschreitung dieser Grenzziehungen in nahezu allen Gesellschaften notwendig sind, um Gruppenidentität bilden zu können. Frederik Barth argumentiert mit Hilfe eines *austauschtheoretischen* Ansatzes, dass soziale und geographische Isolation gerade nicht die perfekte Grundlage zum Aufbau einer Gruppenidentität sind, sondern der Austausch mit dem „Anderen“ erst die Profilierungsmöglichkeit der eigenen Gruppenidentität ermöglicht. Man hat es demnach mit einem sich selbst perpetuierenden Prozess von *boundary-drawings* und *boundary-crossings* zu tun.

Grenzen eröffnen die Möglichkeit eines Vergleichs. Diese Forschungsperspektive steht letztlich bei einer Reihe von Ansätzen im Mittelpunkt, die man holzschnittartig als *identitätssymbolisch* bezeichnen kann. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass diese Ansätze – gewollt oder ungewollt sei dahingestellt – die *Einheit des Differenten* bezeichnen. Nach Niklas Luhmann hat es der Begriff symbolisch (oder Symbol) immer mit der Einheit einer Differenz zu tun (vgl. LUHMANN 1997, 319; LUHMANN 1999, 273ff.). Vereinfacht ausgedrückt: Kein Diesseits der Grenze ohne das Jenseits der Grenze. Und keine Identität ohne das Andere. Kein Wir ohne das Sie. Keine Identität ohne Differenz. Getrenntes gehört Zusammen. Alles *blur-red*. Paradoxien.

Die meisten *identitätssymbolischen* Ansätze docken an eine bestimmte Situation an, um ihre Forschungsgegenstände zu rechtfertigen: So kommt es zu einer Renaissance (geographischer) Grenzforschung just an dem Punkt, an dem eine Grenze (unter anderen möglichen) wegfällt, nämlich an jener von 1989, die unterschiedliche polit-ökonomische Systeme trennte. NEWMAN u. PAASI (1998) können daher von einem erneuerten Interesse in die Forschung über Grenzen sprechen – aber dieses neue Forschungsinteresse wird zugleich rigoros eingeschränkt. Lange Zeit, so der Argumentationsstrang, hätten harte, starre, ausschließende und nur mühevoll überwindbare politische Grenzen („Staatsgrenzen“) die geographische und sozialwissenschaftliche Theoriebildung dominiert. Dies führte in der Geographie zu einer Reihe deskriptiver Studien, die den unterschiedlichen Charakter solcher bereits gezogener Grenzen thematisierten und daher Typologien von vornehmlich politischen Grenzen ausbilden konnte: „Geographers in particular seem to understand boundaries as expressions or manifestations of the *territoriality of states*, not least because geographic processes of socialization have taught us to acknowledge the state system within which we live – a spatial system which is characterized by more or less exclusive boundaries“ können NEWMAN und PAASI (1998, 187, Herv. im Orig.) fast schon resignierend feststellen. Für die Geographie war also – überspitzt formuliert – lange Zeit folgende Gleichung dominierender Forschungsinhalt: Grenzen = politische Grenzen *des* bzw. *im* Staat. Minghi konnte in dieser Tradition in einem Überblicksartikel zu den *boundaries studies* von Grenzen als Begrenzungen eines politisch-administrativen Machtcontainers sprechen – und diese politischen Grenzen einzig und allein seien ausreichend zur erschöpfenden Konstitution eines geographischen Forschungsobjektes (vgl. MINGHI 1963). Dieses Forschen am

konkreten Objekt der materiell delimitierten politischen Grenze wird also in neueren Ansätzen als veraltetes Überbleibsel der Phase einer *konkreten* und *technisch* orientierten Geographie bewertet – und man bietet schnell Ersatz an: Statt dem konkreten Resultat soll der Akt, das ‚Es-geschieht‘ der *Grenzziehung* in den Mittelpunkt einer erneuerten geographischen Grenzforschung gerückt werden, die nun explizit auf eine zu enge Raumperspektive verzichtet und auf Handlungs- und Verhaltenstheorien fokussieren soll (vgl. BÜRKNER 1996, 5ff.). Die wissenschaftliche Perspektive konzentriert sich nicht mehr auf *Gegenstands-*, sondern auf *Aktkorrelate* (diese Formulierung bei NASSEHI 2003, 200). Sie vollzieht einen *shift from noun to verb* (GLANVILLE 2001, 49). Eine so pointierte Sicht löst ihr Paradoxon (gleichzeitiges Verschwinden wie Anwachsen von Grenzen) durch einen effektiven *turn* zur Multiperspektivität: von der Staatsgrenze zu Grenzziehungen jeglicher Art, verstanden im breiten Kontext von *cultural politics*. (Daher wird man in jeder Studie, die sich mit Grenzen beschäftigt, zu fragen haben, in welchen Köpfen welche Grenzen wirksam sind, um unterschiedliche Versionen von Grenz-Welten zu entwerfen.) Ferner: Die neue Perspektive auf Grenzen als Phänomene aktiver gesellschaftlicher Ab- und Begrenzungsprozesse wird mit der Forderung nach neuen Theoriesigns verbunden, da die alten (= modernen) Theorien versagt hätten: „(It) eschews the modern’s language of purity, of wrapped packages and *firm boundaries* in favour of an emphasis on connection, interdependence, mutuality and ... *flux*“ (BINGHAM 1996, 644, Herv. MR). Die Frage ist dann nur noch, welche Theoriesigns komplex genug sind, eine passende Beschreibung zu liefern.

Jedoch handelt es sich auch bei dem Phänomen der *flux boundaries* weniger um einen Bedeutungsgewinn von Grenzen *per se*, sondern um eine Bedeutungsverlagerung oder eine Wertzuweisung an oder auch eine neue *Sicht auf* das Phänomen Grenze. Denn was sich hier abzeichnet, ist eine *Entwertung* politisch-territorialer Grenzen, die staatliche Hoheitsbereiche abgrenzt (!) bei gleichzeitiger *Aufwertung* sozio-kultureller Grenzziehungen (Stichwort: Identität) und ihren räumlichen Manifestationen. Die Wissenschaft kriecht ihre eigenen Objekte.

Die bisherige, zugegebenermaßen knappe und essayistische Diskussion hatte mehrere Kernprobleme ausdifferenziert, die sich bei der Beschäftigung mit Grenzen (und besonders: Raumgrenzen) ergeben. Zum einen identifizierten die Zitate um Ratzel, Simmel und andere einen Problembereich um die nicht zuletzt erkenntnistheoretisch „richtige“ Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Grenzen. Hier lief die Diskussion auf die Funktion von Grenzen zur Verdeutlichung, Vereinfachung, Ordnung und Sichtbarmachung hinaus. Zweitens hatten die Zitate um Turner, Hartshorne und andere deutlich gemacht, dass Grenzen *nach* „*innen*“ absichern, sie aber zugleich eine Anweisung enthalten, sich selbst *nach* „*außen*“ hin zu überschreiten. Drittens hatten die Zitate um das Auftauchen neuer Grenzen (ich verzichte hier darauf, Personen als pure Adressen für Kommunikation zu miss/gebrauchen) den fluiden Charakter neuer soziokultureller Grenzziehungen verdeutlicht. Auch hier dienen Grenzziehungen dazu, mittels eines Ausgriffs über die Grenze hinweg eine Fremdbeschreibung anfertigen zu können, die zur Schärfung des Selbst/der eigenen Identität dient.

Jetzt kann man die eingangs vorbereiteten Fragen stellen: Wozu eigentlich Grenzen – und wozu räumliche Grenzen? Und weshalb ‚Unvermeidlichkeit von

Grenzziehungen“? Mit anderen Worten: Es soll in den folgenden beiden Kapiteln um funktionalistisch inspirierte Antworten auf Grenzziehungen gehen. Diese Antworten sind sehr einfach: Es geht um *Naturalisierung* und um *Beobachten*, die *Begründung* der Antworten fällt jedoch etwas komplizierter aus.

Erklärung I – Grenzen als Einrichtungen?!

Lässt man sich auf die Sicht „Grenzen als Einrichtungen“ ein, betrachtet man räumlich markierte Grenzen als Institutionen. Dann emergiert recht schnell die funktionalistische Frage nach dem Wozu (= welche Aufgaben haben Grenzen)? Eine soziale Funktion räumlich markierter Grenzen kann nun darin gesehen werden, dass sie die Verschiebung sozialer Produkte in einen Bereich scheinbarer Objektivität und Natürlichkeit erleichtern (vgl. nur PAASI 1998; BILLIG 1995; BOURDIEU 2001). In diesem Sinne scheint die räumliche Grenze einen Großteil ihres Verwirrungspotenzials dadurch zu erlangen, dass die Wirkung (räumliche Grenze) für die Ursache (der sozietale Akt der Grenzziehung) gehalten wird. Dieses Phänomen der Stabilisierung oder Naturalisierung ist relativ bekannt. Die Anthropologin Mary Douglas bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Bevor jedoch eine in Entstehung begriffene Institution ihre Aufgabe der Verringerung von Entropie erfüllen kann, benötigt sie ein stabilisierendes Prinzip, das ihre vorzeitige Auflösung verhindert. Dieses stabilisierende Prinzip ist die Naturalisierung sozialer Klassifikationen. Es bedarf einer Analogie, dank deren (sic!) die formale Struktur eines wichtigen Komplexes sozialer Beziehungen in der natürlichen Welt, in der übernatürlichen Welt, im Himmel oder sonstwo wiederzufinden ist, wobei es allein darauf ankommt, daß dieses ‚sonstwo‘ nicht als gesellschaftlich erzeugtes Konstrukt erkennbar ist. Wenn die Analogie von der Natur auf einen Komplex sozialer Beziehungen und von dort auf einen anderen Komplex und von dort wiederum auf die Natur übertragen wird, dann gräbt sich diese wiederholt auftretende formale Struktur ins Bewußtsein ein, und das Hin und Her dieser Übertragung stattet sie mit einer Wahrheit aus, die für sich selbst spricht“ (DOUGLAS 1991, 84f.).

Naturalisierung kann somit bezeichnet werden als eine Technik, die es erlaubt, beobachterabhängige Gegenstände in den Bereich des scheinbar Beobachtungs-unabhängigen zu überführen oder zu verschieben. Pierre BOURDIEU schreibt dazu: „Les distinctions les plus efficaces socialement sont celles qui donnent l’apparence de se fonder sur des différences objectives (je pense par exemple à la notion des ‚frontière naturelle‘)“ (2001, 178f.)³. Also kurz: Beobachter kreieren Objekte, wiederholen sie situationsunabhängig und glauben dann letztlich an deren (beobachtungs)unabhängige Existenz – so die paraphrasierte Argumentation aus Sicht der *second order cybernetics* bei Ranulph GLANVILLE (2001, 58f.).

Raumgrenzen haben – wie jede andere Grenze auch – somit ein hohes Verwirrungspotenzial, um für ein *blurring* der Grenzen von Natur und Sozialem zu sorgen. Sie können so sakral werden wie ein Fußball, wenn man nur kollektiv und heftig genug an ihre Wirkung glaubt – und nach diesem Glauben seine Handlungen

³ Die deutsche Übersetzung gibt sich erstaunlich texttreu: „Die sozial wirksamsten Unterschiede sind diejenigen, die den Anschein erwecken, sie beruhten auf objektiven Differenzen (ich denke zum Beispiel an den Begriff der ‚natürlichen Grenze‘)“ (BOURDIEU 1990, 86).

kalibriert. Immer jedoch führt man mit Grenzen Schnitte in die Welt ein, um diese zu ordnen. Für Bourdieu ist das Grenzziehen daher ein Akt der Orientierungstiftung. Denn erst die Grenzziehung (und ihre anschließende *Ver-Räumlichung*) erlaubt eine erste *Ver-Ortung*, sie erlaubt die Unterscheidung, sich im *hier* zu befinden und nicht im *dort*, sie verweist in diesem Sinne auf einen Platz. Thematisiert man Grenzen derart, eröffnet sich zugleich ein Fragenkatalog, wer die Durchsetzungsmacht hat, die legitimen und anerkannten Grenzen in der sozialen Welt zu ziehen, um Platzanweiser zu sein (vgl. BOURDIEU 2001, 283f.) – aber das soll an diesem Ort und dieser Stelle nicht weiter interessieren.

Erklärung II – Die Unvermeidlichkeit von Grenzziehungen

„Grenzen sind nicht zu denken ohne ein ‚dahinter‘, sie setzen also die Realität eines Jenseits und die Möglichkeit des Überschreitens voraus. Sie haben deshalb nach allgemeinem Verständnis die Doppelfunktion der Trennung und Verbindung von System und Umwelt“ ... „Grenzen können für diese Funktion des Trennens und Verbindens als besondere Einrichtungen ausdifferenziert werden“ (LUHMANN 1994, 52, 53).

Eine Welt ohne Grenzen wäre also unterscheidungslos. Aber ohne Unterscheidungen kann man sich kein Bild von der Welt machen können – außer man ist Gott, denn er kann *ohne* Unterscheidungen erkennen (vgl. LUHMANN 1997, 929). Es würde keine Plätze und Orte oder Regionen geben, mit denen sich ambitionierte Geographen beschäftigen und sich von anderen Wissenschaften abgrenzen (!) können. Der Erkenntnistheoretische Konstruktivismus argumentiert denn auch, dass ohne die Operation der Grenzziehung gar keine Dinge auszumachen sind: Grenzentscheidungen sind Zuordnungsentscheidungen heißt es relativ lapidar bei Niklas LUHMANN (1994, 266). Grenzen erst machen die Welt kognitiv handhabbar.

Im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie wird der Begriff der Grenzziehung – zunächst etwas ungewöhnlich erscheinend – sehr eng an die Tätigkeit des Beobachtens gebunden. Demnach ist Erkenntnis nur möglich, wenn man den aktiven Akt des Beobachtens ausführt. Beobachten ist Welt-Entwerfen. Aber Beobachten ist auch mehr: Zum Unterscheiden gehört auch das Bezeichnen einer einzigen (!) Seite der Unterscheidung (Beobachten als „Unterscheiden und Bezeichnen“). Dann haben alle Objekte oder Dinge, die wir im Alltag benutzen, ihre Identität nur aufgrund einer Differenz, indem etwas von etwas anderem abgegrenzt wird. Glücklicherweise (?) sind wir im Alltag ‚blind‘ für diese komplizierten Prozesse der Grenzziehungen und beschäftigen uns nur mit einer Seite der Unterscheidung, die es uns ermöglicht, *etwas* als Sachverhalt zu beobachten. Der eigentliche Akt der Grenzziehung bleibt blind – und man braucht einen weiteren Beobachter, der sich die Zeit nimmt, nun diese Grenzziehungen zu beobachten, um dann Trennungen als Verbindungen zu beobachten (vgl. BAECKER 2002, 133). Freilich wieder um den Preis, andere Grenzen zu ziehen, für die *er* nun blind ist, usw. „Die Beobachterfigur ist eine Heuristik, die man braucht, um Grenzziehungen beobachten zu können, von denen die beteiligten Systeme nichts wissen, obwohl sie sie laufend realisieren, so lange sie sie realisieren. Die Beobachterfigur ist eine Heuristik, die auf die Blindheit der beteiligten Systeme aufmerksam macht und

darauf, daß diese Blindheit aus den Ressourcen der Grenzziehung selbst korrigiert werden kann ...“ (BAECKER 2002, 131).

Das ist denn auch der Punkt der *Unvermeidlichkeit von Grenzziehungen*: Sie erst ermöglichen, Dinge handhabbar zu machen. Und diese Dinge sind umso gewohnter und wirken umso mächtiger *für uns*, je öfter wir mit den gleichen Unterscheidungen beobachten. Und wenn diese Grenzziehungen auch noch irgendwie verräumlicht werden, objektivieren oder naturalisieren (siehe das vorangegangene Kapitel) wir einen bestimmten Unterscheidungsgebrauch und statten ihn mit besonderer Autorität aus.

Schluss

Auch für Raumgrenzen und für den Grenzraum gilt also, dass beide, als Objekte betrachtet, systemintern erzeugte Einheiten sind, also kommunikativ geschaffene Konstrukte, die nicht mit irgendeiner materiellen Substanz verwechselt/gleichgesetzt oder gar in der Natur gesucht werden sollten – so evident das auf dem ersten Blick auch sein mag. Egal, welche Raumgrenzen man untersucht, sie sind in erster Linie soziale Grenzziehungen und in zweiter Linie erst sich materiell konkretisierende Grenzen. Das gilt es zu beachten, um nicht zu irgendwelchen Trugschlüssen zu gelangen. So einleuchtend Raumgrenzen auch sein mögen – ihnen entspricht deswegen noch lange keine theoretische Klarheit und schon gar keine theoretische Einfachheit (vgl. LUHMANN 1982).

Folgt man neueren systemtheoretischen Ansätzen, dann wird die Grenzziehung geradezu als basaler Akt der Bedingung der Möglichkeit von Erkennen und Handhabarmachung angesehen. Grenz(ziehung)en in den Köpfen sind also notwendig! In diesem Sinne sind Grenzen unvermeidlich. Aber weil sie dies als eine temporäre Aktion oder Handlung sind, sind sie auch im höchsten Maße instabil. Dann stellt sich nur die Frage, weshalb eigentlich bestimmte soziale Grenzziehungen eine materielle Verhärtung erfahren müssen und als räumliche Grenzen erscheinen. Dies zu beobachten und auf eine Funktionalität hin zu hinterfragen, wäre ein wissenschaftlicher (und geographischer) Zugang im Umgang mit den unvermeidlichen Grenzen in den Köpfen.

Literatur

- BAECKER, D. 2002: Wozu Systeme? Berlin.
- BARTH, F. 1969: Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference. London.
- BILLIG, M. 1995: Banal Nationalism. London, Thousand Oaks, New Dehli.
- BINGHAM, N. 1996: Object-ions: From Technological Determinism Towards Geographies of Relations. In: Environment and Planning D: Society and Space 14, S. 635–657.
- BOURDIEU, P. 1990: Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tauschs. Wien.
- BOURDIEU, P. 2001: Langage et pouvoir symbolique. Paris.
- BÜRKNER, H.-J. 1996: Geographische Grenzraumforschung vor neuen Herausforderungen – Forschungskonzeptionen vor und nach der politischen Wende. In: BÜRKNER, H.J. u. H. KOWALKE (Hg.) 1996: Geographische Grenzraumforschung im Wandel. Potsdam, S. 1–11 (= Praxis Kultur- und Sozialgeographie, 15).

- CURZON, G. N. 1907: Romanes Lectures on the Subject of *Frontiers*.
<http://www.ibru.dur.ac.uk/docs/curzon1.html> (Zugriff 25.11.2004)
- DOUGLAS, M. 1991: Wie Institutionen denken. Frankfurt am Main.
- ESPOSITO, E. 1991: Paradoxien als Unterscheidungen von Unterscheidungen. In: Paradoxien, Dissonanzen und Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Hrsg. von GUMBRECHT, H.U. und K.L. PFEIFFER. Frankfurt am Main. S. 35–57. (= stw, 925).
- GLANVILLE, R. 2001: An Observing Science. In: Foundations of Science 6, H.1–3, S. 45–75.
- HARTSHORNE, R. 1933: Geographic and Political Boundaries in Upper Silesia. In: Annals of the Association of American Geographers 23, H. 4, S. 195–227.
- KLÜTER, H. 1986: Raum als Element sozialer Kommunikation. Gießen. (= Giessener Geographische Schriften, 60).
- LUHMANN, N. 1982: Territorial Borders as system Boundaries. In: STRASSOLDO, R. u. G. DELLI ZOTTI 1982: Cooperation and conflict in border areas. Milano, S. 235–244.
- LUHMANN, N. 1994: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. 5. Aufl. Frankfurt a.M. (= stw, 666).
- LUHMANN, N. 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. 1998: Die Wissenschaft der Gesellschaft. 3. Aufl. Frankfurt am Main. (=stw, 1001).
- LUHMANN, N. 1999: Die Kunst der Gesellschaft. 3. Auflage. Frankfurt am Main. (=stw, 1303).
- MAULL, O. 1925: Politische Geographie. Berlin.
- MINGHI, J.V. 1963: Boundary Studies in Political Geography. In: Annals of the Association of American Geographers 53, S. 407–428.
- NASSEHI, A. 2003: Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main. (= stw, 1636).
- NEWMAN, D./PAASI, A. 1998: Fences and Neighbours in the Postmodern World: Boundary Narratives in Political Geography. In: Progress in Human Geography 22, H.2, S. 186–207.
- OOMMEN, T.K. 1994. Reconciling Equality and Pluralism. An Agenda for the „Developed“ Societies. Budapest. (= Collegium Budapest, Discussion Papers, Nr. 8).
- PAASI, A. 1998: Boundaries as Social Processes: Territoriality in the World of Flows. In: Geopolitics 3, H.1, S. 69–88.
- RATZEL, F. 1892: Über allgemeine Eigenschaften der geographischen Grenze und über die politische Grenze. Sonderabdruck aus den Berichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Sitzung am 06.02.1892. o.O.
- RATZEL, F. 1903: Politische Geographie. Oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges. 2. Aufl. München und Berlin.
- SACK, R.D. 1986: Human Territoriality. Its Theory and History. Cambridge.
- SIMMEL, G. 1999: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 3. Aufl. Frankfurt am Main. (= stw, 811).
- TURNER, F.J. 1961: The Significance of the Frontier in American History. In: Frontier and Section. Selected Essays of Frederick Jackson TURNER. Prentice-Hall. Englewood Cliffs, S. 37–62. *Neudruck von*: American Historical Association 1894: In: Annual Report for 1893. Washington, S. 199–227.